

Marcel Cohen – Raum der Erinnerung

Marcel Cohen ist Schriftsteller und lebt in Paris. Für »Raum der Erinnerung« wurde ihm der renommierte Prix Wepler verliehen. 2014 erhält er den Prix Jean Arp de littérature francophone für sein Gesamtwerk. Titel der Originalausgabe: »Sur la scène intérieure. Faits«, Paris 2013.
© Éditions Gallimard, Paris 2013.
Fotos © Alain Eli.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2014
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
Druck: cpi-books
Umschlagentwurf: Felder Kölnberlin Grafikdesign
ISBN: 978-3-89320-188-4

Marcel Cohen

**Raum
der Erinnerung**

Tatsachen

Aus dem Französischen von
Richard Gross



**Critica
Diabolis
217**

**Edition
TIAMAT**

Inhalt

<i>Vorwort</i>	7
MARIE COHEN	13
JACQUES COHEN	59
MONIQUE COHEN	91
SULTANA COHEN	99
MERCADO COHEN	111
JOSEPH COHEN	123
REBECCA COHEN	139
DAVID SALEM	143
<i>Dokumente</i>	149

VORWORT

Versuchen, wiederherzustellen, was diesseits der Sprache, in innerer Siebung, einem Anderen noch mitteilbar ist.

GEORGES-ARTHUR GOLDSCHMIDT

Ist ein Buch, dessen Zentrum an der Peripherie liegt und das nichts bietet, woran man sich festhalten könnte, blanker Widersinn? Wozu Materialien zusammenstellen, die nichts Exemplarisches haben, die uns nichts erkennen lassen, auch wenn sie die Obsession und Arbeit eines ganzen Lebens in sich einschließen? Dieses Buch musste, abseits der eingespielten Antworten auf die Frage der Zeugenschaft, geschrieben werden. Ja, es war leichtfertig, mich nicht früher darum gekümmert zu haben. 1980

veröffentlichte Denis Roche eine Schrift, deren Titel zugleich das Eigenwillige und Unwägbar eines solchen Unterfangens zusammenfasst. Sie hieß *Dépôts de savoir...**

Die folgenden Seiten enthalten denn auch alles, was ich erinnere, alles, was ich über meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester, meine Großeltern väterlicherseits, zwei Onkeln und eine Großtante, deren Spuren sich 1943 und 1944 in Auschwitz verlieren, in Erfahrung bringen konnte. Nur eine angeheiratete Tante kam zurück. Ich war fünfzehn.

Die hier versammelten Tatsachen mögen kleine Sedimentsteine abgeben, doch sind sie zu lückenhaft, um Porträts zu entwerfen, und sie zu einer Erzählung verknüpfen zu wollen, hieße, sich zu sehr auf eine Fiktion einzulassen. Diese gäbe namentlich zu verstehen, dass Abwesenheit und Leere ausdrückbar seien. »Tatsachen und nicht die Gründe meiner Unzulänglichkeiten«, notierte Alejandra Pizarnik in ihren *Tagebüchern*.

Dieses Buch ist somit aus Erinnerungen gemacht, und viel mehr noch aus Schweigen, aus Lücken, aus Vergessen. Ingeheim zu hoffen wäre, dass sich dennoch ein Gebrauch dieser *Tatsachen* etabliere – und an erster Stelle für mich selbst –, wie immer wenn Dinge gesammelt, geordnet, zur Niederschrift gebracht werden.

* »Depots des Wissens« (Anm. d. Ü.)

Eine einzige Gewissheit: Es waren gerade die Unkenntnis, die Spärlichkeit der Fakten und die Leerstellen, die dieses Unternehmen geboten machten. Glauben zu lassen, diese Materialien seien zu gering, die Persönlichkeit der Verschollenen sei zu unscharf und – um einen Ausdruck zu benutzen, der schmerzt, aber helfen wird, mich verständlich zu machen – zu wenig »originell« für ein Buch, hätte den geschehenen Ungeheuerlichkeiten ein weiteres Unrecht hinzugefügt. »Nacht und Nebel, niemand gleich«, lautet Alberichs unsichtbar machender Zauberspruch in der dritten Szene von Richard Wagners *Rheingold*. Man weiß, welcher Gebrauch diesem »Nacht und Nebel« in der Folge zuteil wurde.

Es ist in Wahrheit recht wenig, was ich über meine Familie erfahren konnte: Die Erinnerungen decken sich schnell, wenn Menschen noch jung verschwinden. Viele Überlebende fanden auch nicht die Kraft, eine Familie zu gründen, ohne sich in Schweigen zu mauern. Von seiner Tochter bedrängt, endlich zu sagen, was er über seine Eltern, seine Brüder, seine Tante wisse, blieben einem meiner Onkel väterlicherseits nur die Tränen. Sechzig Jahre lang hatte er sich dieser Mahnung entzogen, und nun war er unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen. Mehr noch, er wurde bleich und fing an zu zittern, so dass man überlegte, einen Arzt zu rufen. Seine Amnesie war dermaßen perfekt, war in so hohem Grad zu seiner eigentlichen

Natur geworden, dass sie ganze Bezirke seines gemeinsamen Daseins mit den Verschollenen ausradiert hatte. Jede Nötigung, mehr preiszugeben als das bereits hundertmal Erzählte – das ihn nicht mehr aufwühlte –, wäre unmenschlich gewesen. Waren wir beide allein, konnte mein Onkel allenfalls für einen Augenblick meine Hand zwischen seine Hände legen – und den Blick abwenden. Meine Gegenwart, schloss ich daraus, erinnerte ihn so sehr an meinen Vater, dass er zugleich Rührung und heftigen Schmerz empfand.

Dann, am Ende seines Lebens, ließ er sich doch noch einige Bruchstücke entlocken. Seine Töchter hatten ihm schriftlich formulierte Fragen vorgelegt. Er sollte sich frei fühlen, nicht zu antworten oder es erst im gegebenen Augenblick zu tun. So erschienen, als er sich allein in der Wohnung befand, zarte Details auf dem weißen Blatt. Sie sind auf den folgenden Seiten wiederzufinden: eine Adresse, der Name eines Dorfes, die Speisen, die seine Mutter zubereitete, der Beiname, den die Nachbarn seinem Vater gaben, der Titel einer Zeitung, die sein Bruder las.

Messen Schriftsteller den kleinen Papierklötzen, die sich um sie anhäufen, nicht übertriebene Macht bei? Was zu bewahren so notwendig schien, ertrinkt es nicht ebenso gewiss im Schweigen? Doch ein Schriftsteller nimmt die Vorstellung nicht hin, dass die kleinen Stelen, die sich in den Regalen reihen, jede Bedeutung

verlieren könnten. Es genügt, den Blick über die Buchrücken wandern zu lassen, um zu verstehen, dass der Wille, für das Ungeformte eine Form zu finden, eine klare Botschaft bleibt, auch wenn das Gebundene einst unverständlich geworden sein sollte.

M. C.

MARIA COHEN

Geboren am 9. Oktober 1915 in Istanbul.
Transport Nr. 63 vom 17. Dezember 1943.

1939, in den Monaten, die dem Krieg vorausgingen, besuchte Marie im 11. Pariser Arrondissement eine Freundin der Familie und schenkte ihr einen kleinen Eierbecher aus bemaltem, handverziertem Holz. 2009, als sie erfuhr, dass wir uns begegnen würden, steckte die Freundin den Eierbecher in ihre Tasche, um ihn mir zu schenken. Er war längst von der Tafel verbannt, und für die Kinder und Enkelkinder dieser Freundin besaß er verständlicherweise nicht die geringste Bedeutung, auch wenn sie ihn häufig benutzt hatten. Rissig und fahl wie ausgewaschenes Holz, weist der Eierbecher nur noch ein paar Farbflecken auf, von denen sich schwer sagen lässt, was sie einmal darstellen mochten. Vielleicht einen Schmetterling. Einzig am Fuß ist deutlich eine orange, schwarz konturierte Schleife erkennbar, wie man sie auf russischen Ostereiern sieht.

Dass wir für Familiengegenstände blind werden, ist mir durchaus bewusst. Wir schauen sie nicht mehr an, und aus ihnen spricht nur noch die Macht des Gewohnten. Der Eierbecher in

der Geschirrvitrine aber dürfte, wenn auch nur von Zeit zu Zeit, immer wieder zärtlich an Marie erinnert haben. (Sie nannte sich Marie, ihr amtlicher Name aber war Maria.) Ich sage mir: Man bewahrt einen so unscheinbaren, so abgetagten Gegenstand nicht ohne gewichtige Gründe siebzig Jahre lang auf. Die Angst, ihn verschwinden zu sehen, stärkt diese Verbundenheit. Der kleine Eierbecher ist somit heute nicht nur die Konkretion einer Erinnerung. Ist es überzogen, in ihm die Qualität dieses Erinnerns schlechthin zu sehen? Seine Textur, etwas so Ungewisses wie den Widerschein einer Aura?

*

Ein Paar Handschuhe aus feinem, cremeweißem Leder und ein Buch. Auf dem schwarzen Brettchen aus getöntem Glas, über dem Heizkörper nächst dem Eingang unserer Wohnung am Boulevard des Batignolles, lagen sie immer bereit. Buch und Handschuhe verhüllten auf der Straße, wann immer nötig, den gelben Stern. Dieser musste, aufgenäht, an der linken Brustseite getragen werden. Galt es, die Straße zu überqueren, reichte mir Marie also ihre rechte Hand. Fand sie mich dabei unachtsam am Bordstein zu ihrer Linken wieder, wurde sie ärgerlich. Denn sie musste nun, bevor sie auf den Überweg einschwenkte, erst hinten um mich herumgehen oder sich einmal um ihre Achse drehen, ehe sie meine linke Hand zu fassen bekam. In der Menge war

dieses Manöver nicht ungefährlich. Wiederholte sich der Vorfall zu oft, blieb ein gereiztes »Tss!« nicht aus.¹

*

In allen Lebensaltern bin ich Männern und Frauen begegnet, die Marie gekannt haben. Sei es aus Istanbul, bevor sie 1936 nach Frankreich ging und heiratete, sei es aus der Zeit danach in Paris. Nie haben sie ihren Namen ohne ein leises, zärtliches Lächeln ausgesprochen, ohne echte Rührung, bisweilen begleitet von einem »Ach, Marie!« Ich habe auch immer sofort Interesse und Sympathie für mich gespürt. Ich war Maries Sohn, und das wollte etwas heißen. Als Kind, später als Jugendlicher, wurde ich nicht selten mit einer Mischung aus Befremden, aus spontaner Zuneigung und unverdienter Bewunderung umarmt. Es kam sogar vor, dass man den Blick abwandte – man wollte die Tränen nicht zeigen. Entfernte ich mich dann, hörte ich hinter meinem Rücken ein Wispern: »Es ist der Sohn Maries!« Ich spürte beharrliche Blicke auf mir und hatte den Eindruck, dass

¹ Das kursiv Gesetzte unterscheidet die Erinnerungen des Kindes, möglichst treu wiedergegeben in der Art kleiner Anamnesen, von dem, was der Erwachsene im Verlauf der Jahre, der Begegnungen und vertraulichen Offenbarungen in Erfahrung bringen konnte. Hinzu kommen einige wenige persönliche Betrachtungen, wenn sie wünschenswert oder unvermeidlich erschienen.

meine Gegenwart, obwohl ein Ereignis, die Freude etwas dämpfte.

Lange habe ich gebraucht, um zu verstehen, dass nicht wenige Istanbuler Altersgenossinnen eifersüchtig waren auf Marie. Auf ihre Schönheit, ihren Charme, ihre kühne Art. Viele Jungen verliebten sich in sie. Viele Eltern hätten sie gern als Schwiegertochter gehabt. Ihre Schönheit mochte das Interesse der Jungen erklären, nicht aber das der Eltern. Maries Geheimnis, und das ihrer Schönheit, war offenbar ein gesunder Humor, ein Elan und eine Witzigkeit, die sich mitteilten. Die potentiellen Schwiegereltern waren hierfür nicht unempfänglich.

*

Ein Foto, ich muss vier oder fünf sein, zeigt mich mit halblangem Haar unter einem Barett, wie es kleine Mädchen tragen. Das Haar ist leicht gebauscht, und Marie hat mich, keine Zweifel, auf das Sorgfältigste gekämmt. Ein Bubikragen, gestärkt und abnehmbar, zusammengehalten von einer Brosche, an der zwei kleine Holzschuhe baumeln, lockert die Strenge meiner marineblauen Bluse auf. Der Kragen, die zwei Taschenattrappen und die Abschlüsse der kurzen Ärmel sind mit sogenannten Zackenlitzen bestickt: gewiss die Arbeit einer Schneiderin aus dem Viertel. Bestimmt hat sie von Marie genaueste Anweisungen erhalten.

Ich erinnere mich nur zu gut an den harten, in die Haut schneidenden Kragen, auch an ein Gefühl der Erniedrigung: mir ist, als hätte man mich verklei-

det, ich fühle mich unwohl und bin wütend, denn Marie und der Fotograf verlangen auch noch, dass ich lächle. Wenn ich mir das Foto anschau, spüre ich bis heute, wie gezwungen mein Lächeln ist. Ich habe keine andere Erinnerung an diesen Bubikragen. Wahrscheinlich musste ich für ein erstes Ausweisfoto posieren. Vielleicht wollte Marie auch eine letzte Erinnerung an meine Kindheit behalten. Fest steht jedenfalls, dass es ihr größten Gefallen bereite- te, mich herauszuputzen, dass sie es mit äußerster Sorgfalt tat und das Mädchenhafte eines Kindes in diesem Alter dadurch betonte, dass sie meine Haare nicht stutzen ließ.

*

1930 oder 1931 in Kadiköy, einer Vorstadt von Istanbul auf der asiatischen Seite des Bosphorus, Herkunftsort von Maries Familie. Marie ist fünfzehn oder sechzehn. In den Schulferien verbringt sie einen Nachmittag mit einer Schar Freunde. Ein Foto zeigt sie Banjo spielend neben einem Jungen, der die Gitarre zupft. Mehrere der Mädchen besuchen wie sie die französischen Konfessionsschulen oder die Schulen der Alliance Israélite Universelle (siehe Jacques). Von den Jungen gehen viele ins Lycée Français von Galatasaray. An diesem Nachmittag gelüstet es die Jugendlichen nach Eis, doch sie rechnen aus, dass sie nicht genug Geld haben. Da schlägt einer vor, in Bettlermanier an die Haustüren zu klopfen. Alle lachen. Marie

aber nimmt es als Herausforderung. Sie besorgt sich ein Leintuch, knüpft es um die Taille, kaschiert Brust und Haar wie eine verschleierte, kuttentragende Nonne und schellt an der Tür einer imposanten Villa. Die Freunde beobachteten sie aus der Ferne. Marie hält eine lange Bittrede. Offenbar mit Erfolg. Doch als der Hausherr mit ein paar Piastern zurückkommt, kann sie ein irres Lachen nicht mehr unterdrücken, rafft das Leintuch über die Waden und rennt davon.

Der einzige Zeuge dieser Szene, den ich in Paris mehrmals befragt habe, hat zu meiner Erbauung stets ein Detail hervorgehoben: Marie hatte vergessen, das matte Lippenrot zu entfernen, das sie außerhalb der Schule trug. Wahrscheinlich ihr erstes Lippenrot überhaupt. Für den Zeugen ist dieses Rot der Beweis, dass Marie nahezu jedes von jedem erreichen konnte.

*

Im Esszimmer am Boulevard des Batignolles wartete ein großer Schließkorb, wohl für eine dringende Übersiedlung gedacht, die dann nicht stattfand. Ich liebte es, mich in dem Korb zu verstecken. Die Spielregeln verlangten, dass Marie und Jacques taten, als würden sie mich suchen. Bevor sie den Korbdeckel hoben, warteten sie, bis ich mich durch ein prustendes Lachen verraten hatte. Dutzende Male muss ich in dem Korb versteckt gewesen sein. Und Dutzende Male ließen Marie und Jacques sich zu demselben

kleinen Ritual herbei: quer durch die Wohnung riefen sie mit lauter Stimme, wo ich nur wieder stecken mochte.

*

Um nichts in der Welt hätte Marie Zwiebel oder Knoblauch geschält, wurde mir in meiner Familie hundertmal gesagt. Der Geruch würde tagelang an ihren Händen haften, behauptete sie. Man hat mich an dieses Detail immer mit leicht säuerlichem Unterton erinnert, als wollte man bei aller Zuneigung zu verstehen geben: »Sie war viel zu eitel, um sich zu so gewöhnlichen Tätigkeiten herabzulassen.«

Auch an meinen Händen bleiben, egal welche Seife ich benutze, gewisse Gerüche bis zum nächsten Tag, mitunter länger, zurück. Ich bin also der Einzige, der versteht, dass Maries Eitelkeit nicht so übertrieben war, wie man zu behaupten geneigt ist. Von mehreren Bekannten wurde ich darauf hingewiesen, dass ich sie oft zu Zeugen des hartnäckigen Geruchs an meinen Fingern anrufe, wenn ich mich am Vortag bei der Essenszubereitung beteiligt habe. Und sie erinnern mich, dass ich diese Eigenart Maries schon zehn oder zwanzig Mal erwähnt habe, als gälte es nach wie vor, sie zu rechtfertigen.

*